

Rezensionen

Laurel Anne Clyde: *Weblogs and libraries*, Oxford u.a.: Chandos, 2004. XXIV, 181 S. (Chandos information professional series). (pbk) GBP 39.00 – ISBN 1-8433-4085-2

Auskunftsmittel, Weiterbildungsangebot und Marketing-Instrument – das alles können Weblogs für Bibliotheken sein, wie Clyde in ihrem Buch „Weblogs and Libraries“ aufzeigt. Der bereits im Jahr 2004 erschienene Titel kann als Grundlagenwerk für die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten des Mediums Weblog im Bibliotheksbereich gelten, denn die neue Mediengattung an sich und deren ganz unterschiedliche Verwendungszwecke werden sehr systematisch und ausführlich beschrieben. Es ist wohl das erste Buch, das über die Anwendung von sozialer Software im Bibliotheksbereich erschienen ist und die Tatsache, dass hier eine (mittlerweile leider verstorbene) isländische Professorin der Bibliothekswissenschaft eine Web 2.0-Anwendung so ausführlich thematisiert, möge auch für ihre deutschen KollegInnen ein Ansporn zur Beschäftigung mit diesen Entwicklungen sein.

Aber zurück zum Buch: Die 181 Seiten lassen sich gut und schnell lesen. Besonders gut und ausgesprochen praxistauglich sind die Kapitel über die Erstellung und Pflege eigener Weblogs. Dagegen fällt der Teil über Weblogs als Auskunftsmittel etwas ab. Nach dem einführenden Überblick über Weblogs, das Phänomen der Blogosphäre und RSS beschreibt Clyde, wie Weblogs zum Auffinden tagesaktueller Information und Meinung sowie von Spezialisten bzw. Netzwerken für ein Thema benutzt werden können. Viel Raum nimmt hier eine Liste mit Kriterien für die Beurteilung von Weblogs ein, die im Wesentlichen auf einer ähnlichen Liste für Internetressourcen basiert. Diese hat von daher keinen wirklichen Neuigkeitswert und umfasst mit Fragen nach der Neutralität oder Vollständigkeit der Inhalte Kriterien, die für Weblogs als eher informelle Medien nicht unbedingt angemessen sind. Die kommentierte Auswahlliste an Weblogs und Blog-Suchmaschinen bzw. Verzeichnissen ist mittlerweile in Teilen überholt – schade, dass Clyde sich nicht dafür entschieden hat, diesen Teil des Buches als Weblog zu veröffentlichen.

Den zahlreichen Weblogs aus dem Gebiet der Bibliotheks- und Informationswissenschaft ist ein eigenes Kapitel gewidmet, das das Potenzial des Mediums als Instrument der bibliothekarischen Fort- und Weiterbildung und des fachlichen Gedankenaustausches aufzeigt. Hier findet man einen eindrucksvollen Beleg dafür, wie sehr sich der Berufsstand des Mediums Weblog bereits bedient. Konsequenterweise und völlig zu Recht wundert sich Clyde dann darüber, dass der Vielzahl der Weblogs von BibliothekarInnen nur eine Handvoll Weblogs von Bibliotheken gegenübersteht. Dass das Format wie geschaffen dafür ist, das Bibliothekspublikum über Neuerungen und Services auf dem Laufenden zu halten, wird klar herausgestellt. Dass dennoch zum Zeitpunkt der Veröffentlichung nur 57 Bibliotheks-Blogs aufzufinden waren, versucht die

Autorin mit dem vielfach mangelndem Vertrauen in den eher informellen Kommunikationskanal zu erklären. Ihre fundierten Lektüre-Tipps für die bibliothekarischen Blogs sind von daher sicherlich hilfreich für KollegInnen, die das Medium noch mit Skepsis betrachten.

Die 57 Bibliotheks-Blogs untersucht Clyde dann recht genau und kommt dabei unter anderem auf zwei interessante Zahlen: Noch nicht einmal 50 % der Blogs boten damals RSS-Feeds an, nur knappe 30 % ließen Kommentare oder andere Interaktionsmöglichkeiten zu. Sicherlich würden sämtliche Zahlen heute etwas anders aussehen, dennoch belegen sie zwei offensichtliche Schwierigkeiten von Bibliotheks-Blogs: Die Unsicherheit im Umgang mit der Technik, die möglicherweise die Erklärung für das Fehlen der RSS-Feeds ist, und eine Scheu davor, die eigenen Angebote in den öffentlich sichtbaren Kommentaren hinterfragt und kritisiert zu sehen.

Umso wertvoller sind, wie bereits erwähnt, die ausführlichen Handreichungen zur Erstellung und Pflege von Weblogs. Das Buch bietet eine Übersicht über gängige Software-Lösungen und Hilfestellung für die Auswahl eines geeigneten Produktes. Auch wenn sich hier seit der Drucklegung einiges getan hat: Die grundsätzlichen Entscheidungshilfen wie z. B. für Fragen des Hostings von Blogs haben hingegen immer noch Gültigkeit, ebenso der von Clyde vorgeschlagene Planungskreislauf für Implementierung und Management von Bibliotheks-Blogs. Die 16 Schritte behandeln beispielsweise Fragen wie Beobachtung aktueller Trends in der Blogosphäre, die Vergabe von Schreibrechten und das Bekanntmachen des neuen Angebotes. Wer sich mit dem Gedanken trägt, ein Weblog für seine Bibliothek aufzubauen, wird in diesem Kapitel erstklassig und praxisnah beraten. Wer selbst schon bloggt, nimmt möglicherweise daraus ebenfalls die eine oder andere Idee mit und findet Ansatzpunkte zur Überprüfung seiner Arbeit.

Die Notwendigkeit der kontinuierlichen Evaluation des eigenen Blogs betont Clyde mehrfach. „Do users want to comment or discuss? What do users want from a library weblog?“ fragt sie und schlägt klassische Methoden der Benutzerforschung wie Fragebogen oder Fokusgruppen vor, um eine konsequente Ausrichtung des Weblogs an den Bedürfnissen seiner LeserInnen sicherzustellen. Als weitere Möglichkeiten der Evaluation werden die Analyse der Zugriffszahlen, die Auswertung der Kommentare, der Vernetzungsgrad mit anderen Weblogs und Benchmarking gegen vergleichbare Angebote angeführt. Eine gute aktuelle Ergänzung zu der Frage nach der Erfolgsmessung für Weblogs bieten entsprechende Beiträge in Medinfo und in Reaktion darauf im IB Weblog¹.

Anschrift der Rezensentin:

Anne Christensen
Staats- und Universitätsbibliothek
Hamburg Carl von Ossietzky
Von-Melle-Park 3
D-20146 Hamburg
E-Mail: anne.christensen@sub.uni-hamburg.de

¹ Medinfo: <<http://medinfo.netbib.de/archives/2006/11/29/1718>> und IB-Weblog: <<http://weblog.ib.hu-berlin.de/?p=4776>>.

Die Google-Gesellschaft. Vom digitalen Wandel des Wissens. Kai Lehmann, Michael Schetsche (Hrsg.). Bielefeld: transcript-Verl., 2005. 408 S. € 26.80 – ISBN 3-8994-305-4

Ist Google schon so wichtig für uns geworden, dass es für eine soziologische Epochen-Bezeichnung herhalten kann? Leben wir in der Zeit der Google-Gesellschaft? Fragen wir das digitale Wissen unserer – und der davor liegenden – Zeit mit Hilfe des Internet ab?

Diese und weitere Fragen stellt und beantwortet der von den beiden Soziologen Kai Lehmann und Michael Schetsche herausgegebene Sammelband, der den Begriff Google als Synonym für das Internet gebraucht. Zwei Vorbemerkungen vorneweg, ehe ich erläutere, warum ich dieses Buch für ein ganz wichtiges halte:

Vorbemerkung Nr. 1: Der Band ist bereits 2005 erschienen. Wer glaubt, ein Buch zur Informationstechnologie sei nach zwei Jahren bereits veraltet, der irrt. Hier werden keine kurzfristigen Phänomene beschrieben, sondern grundsätzliche Auswirkungen unserer Suche nach Informationen im Netz behandelt.

Vorbemerkung Nr. 2: Ein Buch, das schon etwas länger auf dem Markt ist, hat naturgemäß bereits zahlreiche Rezensionen erfahren, darunter viele positive, aber – zu meinem Erstaunen – auch einige negative. Unter letzteren wurde ein intellektueller Fehler gemacht, der häufig auch in der Filmkritik anzutreffen ist: die Rezensenten hätten lieber einen anderen Film gesehen und richten daran ihre Kritik aus, anstatt sich mit dem Film auseinander zu setzen, der tatsächlich gedreht wurde.

Nun also zum Buch, wie es tatsächlich geschrieben wurde:

Die 49 Beiträge des Sammelbandes sind in zehn Kapitel untergliedert und lassen netzerfahrene Menschen aus den unterschiedlichsten Bereichen zu Wort kommen: Neben den bereits genannten Soziologen sind dies Informations- und Medienwissenschaftler, Informatiker, Journalisten, Künstler und Kommunikationswissenschaftler, um nur einige zu nennen. Alle betrachten, aus ihrer jeweiligen theoretischen und praktischen Erfahrung heraus, die aktuelle Situation unserer Wissensgesellschaft. Dabei geht es nicht nur um die Suchmaschine Google, sondern um die Tatsache, wie unglaublich schnell sich unser Zugang zum Wissen in den letzten zehn, fünfzehn Jahren verändert hat. Der Begriff „Web 2.0“ fällt in dem Sammelband noch nicht (was man ihm auch nicht vorwerfen darf, ist er doch gerade erst parallel zum Schreiben der Beiträge, im Herbst 2004, entstanden). Aber wesentliche Phänomene des Web 2.0 sind schon beschrieben und werden aus der jeweiligen fachwissenschaftlichen Sicht durchleuchtet: inwieweit kommt es durch Weblogs und Wikis zur Demokratisierung der Wissenschaft? Welche Chancen bieten soziale Netzwerke für politische Prozesse? Wie verändern sich die Massenmedien durch den direkten Zugang zum Wissen und die leichten Publikationsmöglichkeiten? Aber auch Themen wie Kommerzialisierung der Suchmaschinen, Bürgerrechte in der Informationsgesellschaft oder digitale Lernprozesse als Chance für medial vermittelte Bildung werden behandelt.

Alles dreht sich letztlich um die Frage „Wie verändert das Internet den gesellschaftlichen Umgang mit Wissen?“ Dass es ihn verändert, wird allen bereits klar sein, auch ohne „Die Google-Gesellschaft“ gelesen zu haben. Doch wie

und in welchen Bereichen dies geschieht, wird durch die Vielzahl der Beiträge erst richtig deutlich, und darin liegt auch gerade die Stärke dieses Buches.

Als Beleg für diese These sollen in der Folge einige Zitate aus „Die Google-Gesellschaft“ dienen, die exemplarisch für das breite Themenspektrum stehen, und die hoffentlich Lust machen, den umfangreichen Band zu lesen:

Markus Beckedahl (Autor des Weblogs netzpolitik.org) schreibt im Kapitel „Online-Kampagnen – Das Netz als Forum politischer Öffentlichkeit“ (S.112): „Das Potenzial von Kampagnen im Netz ist noch längst nicht ausgeschöpft. Im Moment befinden wir uns in einer Umbruchphase, weg von den Top-down-Prozessen, welche das TV in den letzten Jahrzehnten massiv gefördert hat, hin zu den netzwerkzentrierten Bottom-up-Prozessen.“

Nicola Döring und Sandra Pöschl zum Thema „Wissenskommunikation in Chats“ (S. 276 f.): „Im Chat steht nicht die Bearbeitung eines gemeinsamen Problems im Zentrum, sondern das gemeinsame Interesse liegt darin, sich individuelle Unterstützungsressourcen zu erschließen.“

Jan Schmidt (Autor des Weblogs bamblog.de) formuliert im Kapitel „Online-Forschung – Wissen über das Netz“ (S. 328): „Die technische Basis des Internet, das als Werkzeug zum Informationsaustausch konzipiert wurde, hat die Praktiken des Umgangs mit Wissen fundamental und auf vorher nicht absehbare Weise verändert.“

Natascha Thomas über die „Wissenschaft in der digitalen Welt“ (S. 315): „Hinzu kommt die Verkürzung der Wissenszyklen: Die Geltungsdauer von Erkenntnissen wird immer geringer, die Nachfrage nach Wissen immer größer. [...] Hier hilft nur noch die Digitalisierung der Literaturrecherche.“ Oliver Passek konstatiert im Kapitel „Open Access – Freie Erkenntnis für freie Wissenschaft“ (S. 337 f.): „Wissenschaftliche Zeitschriften werden immer teurer, öffentliche Bibliotheken sind bei stagnierenden Etats nicht mehr in der Lage, die gestiegenen Kosten zu tragen.“

Gerade die letzten beiden Zitate machen deutlich, dass auch Themen aus dem Bereich „Bibliothek 2.0“ behandelt werden. Informationskompetenz ist hier ein wichtiges Stichwort. Und eine spannende Herausforderung für Bibliothekarinnen und Bibliothekare. Der Sammelband mit dem schönen Untertitel „Vom digitalen Wandel des Wissens“ kann hier wichtige Dienste leisten, damit Bibliotheken, die von diesem Wandel mindestens genauso betroffen sind wie alle anderen, weiterhin ihren Besuchern (vor Ort und virtuell) einen Pfad durch den rasch wachsenden Info-Dschungel schlagen können.

Die zu Beginn angesprochene Tatsache, dass der Band „Die Google-Gesellschaft“ auch zwei Jahre nach seinem Erscheinen keineswegs veraltet ist, soll gegen Ende dieser Besprechung noch einmal relativiert werden, verbunden mit einem Ausblick auf die Zukunft:

Zunächst einmal ist es selbstverständlich, dass zahlreiche im Buch zitierten statistischen Erhebungen mittlerweile mit neuen Zahlen auf dem Markt sind. Zahlen, die immer deutlicher dokumentieren, wie sehr wir alle bei der Suche nach Informationen auf das Internet angewiesen sind bzw. das Internet gerne und mehr oder minder effektiv für eine solche Suche einsetzen.

Was den Ausblick auf die Zukunft anbelangt, finde ich die Idee spannend, die Autorinnen und Autoren des Sammelbandes mit einem gewissen zeitlichen Abstand noch einmal zusammenkommen zu lassen, um die von ihnen beschriebenen unterschiedlichen Bereiche des digitalen

Wissens noch einmal zu durchleuchten: Haben sich gemachte Prognosen bestätigt? Was ist aus den im Anfang befindlichen Prozessen geworden? Ist „Web 2.0“ im Alltag angekommen? Haben Bibliotheken die „Bibliothek 2.0“ wahr gemacht? Das sind Fragen, die uns ein Sammelband „Die Google-Gesellschaft 2.0 – Vom digitalen Wandel des Wissens – revisited“ beantworten könnte. Ich würde ihn lesen wollen. Und Sie?

Anschrift des Rezensenten:

Markus Trapp
 Virtuelle Fachbibliothek cibera.de
 Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
 Von-Melle-Park 3
 D- 20146 Hamburg
 E-Mail: trapp@sub.uni-hamburg.de
 Weblog: textundblog.de

Michael Stephens: Web 2.0 & libraries: Best practices for social software. Chicago, IL: ALA TechSource, 2006 (American Library Association). 68 p. (Library Technology Reports 42,4 (July/August 2006)). \$ 63.00 – ISSN 0024-2586

Michael Stephens, einer der Protagonisten der amerikanischen Web 2.0-Szene im Bibliothekswesen, liefert mit dem vorliegenden Werk eine knappe Einführung in das weite Feld der sozialen Software und deren Anwendungsmöglichkeiten in Bibliotheken. Diese neueren Entwicklungen versetzen Bibliotheken in die Lage, stärker als bisher im virtuellen Raum mit Benutzern zu interagieren, zu kooperieren und Gemeinschaften zu bilden.

In Form anschaulicher Beispiele werden Entscheidungshilfen angeboten, welche Instrumente für eine Bibliothek am besten geeignet sein können und wie deren Implementierung zweckmäßig gestaltet werden sollte. Der Reiz interaktiver Web 2.0-Anwendungen besteht in einer verbesserten Onlinepräsenz, im Anpassen an die Verhaltensweisen der Benutzer und daraus resultierend in adäquaten Benutzerdienstleistungen. Dazu bedarf es der Lernbereitschaft der Bibliothekare, um für technologische Innovationen gewappnet zu sein, und um die strategische Zielsetzung der Bibliotheken an den Bedürfnissen einer neuen Generation von Benutzern zu orientieren. Diese Notwendigkeit ergibt sich schon aufgrund der Tatsache, dass viele (potenzielle) Benutzer im Umgang mit diesen Instrumenten eine hohe Kompetenz aufweisen und weitergehende Anforderungen an eine Bibliothek im digitalen Raum stellen.

Gilt es zu Anfang, Neueinsteiger mit einer grundsätzlichen Einführung an die Thematik heranzuführen, werden im Hauptteil fünf soziale Software-Instrumente detailliert vorgestellt: Blogs, RSS, Instant Messaging, Wikis und Flickr. Hier finden sich durchaus auch für Web 2.0-Fortgeschrittene interessante Aspekte. Alle Kapitel folgen dem Muster Web 2.0-Anwendungen und Bibliotheken, Umsetzungsstrategien und Best Practices-Beispiele, ergänzt um zahlreiche Links und weitere Literaturhinweise. Die klare Struktur erlaubt den Lesern eine Orientierung, die bei der Fülle an Einzelbeispielen, an Zitaten und an Literaturhinweisen dringend geboten erscheint.

Die Reihenfolge der Beispiele deutet dabei auf die zugeordnete Bedeutung der einzelnen Instrumente hin. Gerade Blogs als niedrigschwellige Angebote eignen sich für Bibliotheken als Einstieg in die Web 2.0-Thematik, da hier Ressourcen nicht unverhältnismäßig gebunden werden. Mittels Blogs können in einfacher Art und Weise eigene Bestände, Veranstaltungen etc. zielgerichtet beworben werden. Als Ergänzung besitzen RSS-Funktionen („automated web surfing“) etwa den Vorteil, dass Benutzer automatisch über solche Änderungen des Webinhalts unterrichtet werden. Somit entfällt für die Benutzer der Aufwand, sich selbstaktiv relevante Informationen durch den Aufruf zahlreicher Internetseiten zu beschaffen. Instant Messaging als Echtzeit-Konversation im Netz eignet sich wiederum für die Kommunikation und zum Aufbau neuartiger Beziehungen zwischen Bibliothek und Benutzer. Bibliothekare begeben sich aus dem physischen Gebilde Bibliothek hinein ins virtuelle Internet und treten in Interaktion zu Benutzern. Die im günstigen Falle rasche Abfolge von Frage und Antwort entspricht in geeigneter Weise dem Informationsbedürfnis der Benutzer. Auch Wikis finden zunehmend ihre Anwendung im Bibliothekswesen. So weisen die Beispiele im Buch auf interessante Entwicklungen hin, wie mittels Wikis etwa Fachinformationsführer oder Schulungsunterlagen entwickelt werden können. Dies ermöglicht einer Teaching Library, neue Kommunikationswege zu gehen, die sich von den ehemals verschulerten Herangehensweisen unterscheiden.

Im abschließenden Kapitel erscheinen, ganz im Duktus amerikanischer Managementratgeber, die obligatorischen Hinweise an die Bibliotheksleitung und -verwaltung. Diese ergeben nicht nur bei der Einführung von Web 2.0-Technologien Sinn, sondern bilden generell die Basis eines adäquaten Projektmanagements: Bottom-up-Prozesse, Transparenz, Mitsprache bei der Planung, Personalentwicklungsmaßnahmen, Informationsfluss und Erfolgshonorierung.

Natürlich bedient sich Stephens ausschließlich Beispiele amerikanischer Herkunft. Hier zeigt die Fülle, dass das Bibliothekswesen in diesem Bereich wegweisend für den Rest der Welt sein kann. Vor allem die Öffentlichen Bibliotheken der USA scheinen experimentierfreudig beim Einsatz neuer Instrumente des Webs zu sein. Wobei auch nicht zu verleugnen ist, dass die europäische und auch gerade die deutsche Region seit Erscheinen des Werkes mit einigen viel versprechenden Web 2.0-Anwendungen im institutionellen Bereich aufwarten kann.

Stephens gelingt es, auf knapp 70 Seiten einen (Parforce-) Ritt durch bibliothekarische Anwendungsbeispiele zu bewältigen. Sein Verdienst besteht in der Tatsache, dass in dieser Form zum ersten Mal eine Art Handreichung für Bibliotheken dargeboten wird, welche sich zu einer, angesichts der Schnellebigkeit des Themas, vielleicht temporären Standardlektüre für eine neue Generation von Bibliothekaren entwickeln könnte. Die Bedeutung oder die Sinnhaftigkeit aller vorgestellten Bestandteile einzuschätzen und für die eigene Arbeit nutzbar zu machen, bleibt die Leistung jeder einzelnen Institution. Stephens' Arbeit bietet hierzu den passenden Orientierungsrahmen. In der Summe macht das Werk Lust auf mehr und verleitet, tiefer in die Materie einzutauchen. Was allerdings auch bestehen bleibt: wieder einmal die Erkenntnis, dass Inhalte mit Hypertextstrukturen in gedruckter Form den Lesespaß und die Veranschaulichung immens verringern. Stephens'

komplette Arbeit in elektronischer Form wäre die Lösung dieses Nachteils; wenn zudem noch als Open Access-Arbeit und nicht wie im vorliegenden Falle als hochpreisige Publikation eines Bibliotheksverbandes angeboten, dann bliebe das Werk ausschließlich als Bereicherung für den bibliothekarischen Alltag in Erinnerung.

Anschrift des Rezensenten:

Heinz-Jürgen Bove
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Potsdamer Straße 33
D-10785 Berlin
E-Mail: heinz-juergen.bove@sbb.spk-berlin.de

John Willinsky: The access principle. Cambridge, Mass. [u.a.]: MIT Press, 2006. XV, 287 S. (Digital libraries and electronic publishing). – ISBN 0-262-23242-1

Der Rahmen ist schnell abgesteckt: die bisherige Wissensvermittlung über den Zeitschriftenmarkt funktioniert schon lange nicht mehr reibungslos, Bibliotheken bestellen mangels finanzieller Mittel massenhaft Titel ab. Die Tatsache ist hinlänglich bekannt, und Open Access ist mittlerweile mehr als nur der Schlachtruf einer Handvoll Rebellen. Spätestens seitdem es einige Zeitschriften wie PLOS Biology in kurzer Zeit auf höchste Impact-Faktoren geschafft haben, und Verlage mit eigenen Modellen experimentieren (z. B. Springer Open Choice), ist Open Access im Alltag angekommen.

„The problem is the authors“, heißt es an einer Stelle, und wenn dieses Zitat auch etwas aus dem Zusammenhang gerissen sein mag, so zieht es sich doch wie ein roter Faden durch das gesamte Buch. An mangelnden technischen Möglichkeiten liegt es jedenfalls nicht, warum die Umsetzung von Open Access in manchen Disziplinen bisher nur sehr langsam voranschreitet: ohne überzeugte Wissenschaftler wird es dabei bleiben. In Willinskys Buch „The Access Principle“ finden sich gleich mehrere Argumente für eine offenere Wissensniederlegung. Der Autor teilt es in thematische Kapitel auf (z. B. „Impact“, „Copyright“, „Economics“), was dem auch sonst kompakten Buch einen äußerst übersichtlichen Rahmen gibt.

Dass das traditionelle Verlagsmodell bis heute so stark ist, liegt natürlich an der großen Bedeutung der Zeitschriften und insbesondere des Peer-Review-Verfahrens für die jeweilige Profession. Alternative Formen, bei denen eine Prüfung der wissenschaftlichen Qualität nicht mehr allein durch klassisches Peer Review stattfindet, sondern z. B. durch Diskussionen im Netz, funktionieren entweder in kleinen Nischen, oder aber sie werden mangels öffentlicher Beteiligung gleich wieder eingestellt (aktuelles Beispiel im Dezember 2006: Nature Open Peer Review). Dies ist mitnichten ein Zeichen für ein Nicht-Funktionieren alternativer Begutachtungsmodelle, sondern nur für die Trägheit des bisherigen Systems. Etablierte Zeitschriften werden nicht verschwinden, denn um sie herum kreisen die Wissenschaftler und dort wird publiziert. 60 % der im Science Citation Index ausgewerteten Literatur sind

in der Hand von drei Wissenschaftsverlagen, und jedes Jahr dürfen sich die Bibliotheken auf mehr oder weniger intransparente Preissteigerungen freuen.

Willinsky hält dieses System für „schrecklich ineffizient“; die Verlage halten einerseits eine komplexe Print-Infrastruktur aufrecht und administrieren gleichzeitig ihre elektronischen Zeitschriften – wenngleich dies bei weitem weniger aufwändig sein dürfte. Gleichzeitig wird ein Großteil der Öffentlichkeit (und sogar Wissenschaftler) von publizierten Forschungsergebnissen ausgeschlossen.

Willinsky akzeptiert, dass eine lange Publikationsliste in der Realität ein relevantes (wenn auch umstrittenes) Kriterium zur Messung der wissenschaftlichen Leistung ist, und macht den Versuch, diese Tatsache in ein geradezu unschlagbares Argument pro Open Access zu verwandeln: wenn zusätzlich die Zitierung als ausschlaggebendes Kriterium zählt, kann es eigentlich nur verwundern, warum nicht mehr Autoren ihre Aufsätze open access publizieren oder sich zumindest eine solche Form zusätzlich vorbehalten. Denn welchen Wert hat es, in einer Zeitschrift zu erscheinen, die in der eigenen Bibliothek vielleicht nicht abonniert wird, weil sie zu teuer ist? Willinsky legt viel Gewicht in sein Argument des „Impact“ von frei zugänglicher Literatur, es kommt gleich in mehreren Kapiteln vor, und es ist insofern geschickt, da es direkt auf die Motivation der Wissenschaftler zielt, für ihre Artikel eine möglichst hohe Sichtbarkeit zu gewährleisten. Frei verfügbare, geprüfte Literatur erhöht nicht nur seiner Ansicht nach (Willinsky verweist auf weitere Studien) diese Sichtbarkeit, die Popularität und die Zitierungshäufigkeit.

Dass dabei das Urheberrecht des Autors gerade nicht außer Kraft gesetzt, sondern im Hinblick auf einen gerechten Ausgleich zwischen öffentlichem Interesse und Urheberinteresse mit Bedacht eingesetzt wird, sollte spätestens mit der stetigen Popularisierung der Creative-Commons-Lizenzen einleuchten. Zu oft fungiere das Copyright nurmehr als Verwertungsrecht der Verlage, ein Mechanismus, der nicht mehr viel mit dem eigentlichen Schutz der Urheberinteressen zu tun hat. Immerhin räumt mittlerweile eine respektable Anzahl von Verlagen ihren Autoren ein, eine alternative Version ihrer Aufsätze auf e-print-Servern einzustellen: eine Konzession an die sich wandelnde Publikationsrealität.

Auch die Fachgesellschaften sollten ein natürliches Interesse an Open Access haben, meint Willinsky. Ganz konkret wird das in der Mitte des Buches („Cooperative“). Das Digitalisierungsprojekt JSTOR dient dem Autor als Beispiel, wie eine Art der Kooperation bereits funktioniert. Zahlreiche Bibliotheken abonnieren den Zugang zu den Backfiles, während die Verlage die aktuellen Ausgaben ihrer Zeitschriften ganz normal vertreiben, bis sie dann je nach Vereinbarung via JSTOR archiviert werden. Das geschieht zwar nicht open access, aber Willinsky nimmt es als Anlass, darüber nachzudenken, wie man ein ähnliches Open-Access-Kooperationsmodell umsetzen könnte. Statt Subskriptionsgebühren könnten die Bibliotheken für eine solche Publikationsplattform Mitgliedsgebühren zahlen. Publikation und Archivierung lägen in einer Hand. Das auch hier angeführte Beispiel der so genannten ‚tragedy of the commons‘ mit seiner Freerider-Problematik – verkürzt: warum für etwas zahlen, was ich auch umsonst haben kann – spielt in der digitalen Welt letztlich keine große Rolle; ist ein immaterielles Gut (wie ein digitaler Zeitschriftenaufsatz) erst einmal grundfinanziert, ist es letztlich egal, wie

viele weitere Personen ihn benutzen: für seine Verbreitung sind keine weiteren Ressourcen notwendig als das Netz. Dass dies in anderen Bereichen funktioniert, zeigt die lange Geschichte von freier Software (deren Produktion auch nicht gerade wenig kostenaufwändig ist), Willinsky nennt unter anderem das erfolgreiche, institutionell finanzierte Dspace-Projekt.

Freilich bleibt dies nur ein mögliches Modell; andere existieren längst, und das mit Erfolg.

Ein oft benutztes Gegenargument zu Open Access bezieht sich auf die Kosten. Das herkömmliche Verlagsmodell sichere schließlich die Wirtschaftlichkeit und effiziente Verbreitung von Literatur, deren Aufbereitung nicht für umsonst zu haben sei. Einmal abgesehen von der Frage, ob man deutlich sichtbare Monopolisierungstendenzen auf dem Zeitschriftensektor als funktionierenden Markt bezeichnen sollte, leisten die Verlage in ihrer Gesamtheit hier selbstverständlich einen wichtigen Beitrag. Doch der maßgebliche Faktor für den Auftrieb des Open-Access-Gedankens ist ja gerade, dass wir heute mit dem Netz weitaus effizientere Distributionskanäle besitzen, als es die Print-Journals je sein konnten. Willinsky hält es aus dieser Perspektive geradezu für verwerflich, das publizierte Wissen nicht auf Abruf jedem bereitzustellen, der es benötigt. Die Hürden und Barrieren auf dem Weg zu verschlossener Literatur sind ebenso zahlreich wie unnötig.

Natürlich ist Open Access nicht kostenlos zu haben, aber das ist auch in Willinskys Argumentation nicht der Punkt. Es geht nicht primär darum, den Bibliotheken ihre Zeitschriftenkrise wegzuzaubern (wenngleich es natürlich ein motivierender Nebeneffekt bleibt), sondern um die möglichst umfassende und barrierefreie Dokumentation des wissenschaftlichen Outputs.

Zwar bleibt er mit Kalkulationen vorsichtig, weist aber auf Modelle hin, die erfolgreich eine ordentliche Publikation sicherstellen, sei es mit Author Charges oder als teilsubventionierte Projekte. Als sicher kann gelten, dass e-only-Modelle bei weitem weniger Geld verschlingen als es die großen Verlage zugeben möchten.

Des Weiteren wirft Willinsky auch einen Blick auf den sich stetig vergrößernden ‚information gap‘, auf die Wissenslücken zwischen der so genannten entwickelten Welt und dem Rest. Für uns mag es keine allzu große Rolle spielen, wenn die letzte Ausgabe der Chemical Abstracts an der Universität im indischen Bangalore 25 Jahre alt ist, weil keine Mittel dafür zur Verfügung stehen. Aus Sicht der wissenschaftlichen Rezeption und Entwicklung ist es allerdings schon bedenklich, wenn hier der Anschluss schon lange verloren ist – da helfen auch gut gemeinte Initiativen der Verlage wenig, ihre Online-Ausgaben teilweise kostenfrei zur Verfügung zu stellen.

Ein weiteres Argument ist für den Autor die Tatsache, dass eine informierte Öffentlichkeit auch Zugriff auf Quellen braucht, ohne dabei große Hürden überwinden zu müssen. Dass der normale Bürger vielleicht wenig mit hoch spezialisierter wissenschaftlicher Literatur anfangen können mag, ist für ihn gar nicht das Thema. Er geht aus von einem ‚basic right to know‘. Die Wissenschaft sei kein isolierter Raum, sondern auch immer abhängig und meistens natürlich auch finanziert von der jeweiligen Öffentlichkeit. Dieser den einfachen Zugang zu ihren Ergebnissen zu ermöglichen, sollte eigentlich ein ganz selbstverständlicher Vorgang sein.

Ausflüge in die historische Entwicklung der wissenschaftlichen Zeitschriften oder das sich ändernde Leseverhalten

in einer zunehmend digitalisierten Welt sind Nebenkapitel, die zwar zur eigentlichen Argumentation wenig beitragen, jedoch durchaus von Interesse sind.

Wer die Diskussion in den letzten Jahren verfolgt hat, wird dem Buch nicht viel neues abgewinnen können. Dennoch hat es auch hier seinen Wert, denn es liefert die bislang ausführlichste Begründung des Open-Access-Gedankens.

Ob der manchmal arg phrasierende Stil (Beispiele a la „the one ray of light and hope“, „vital to the well-being of humanity“ finden sich genug) die Argumentation voranbringt, mag Geschmackssache sein. Anlasten darf man dem Autor die Entscheidung, sein Buch nicht unter eine liberale Creative-Commons-Lizenz gestellt zu haben, so dass der offizielle Weg über die Verlagshomepage dem Leser eine Kurzregistrierung auferlegt und keinerlei Verbreitung erlaubt. Dennoch, der Text ist immerhin kostenfrei im Netz verfügbar, was im entgegengesetzten Falle angesichts der durchgängigen Argumentation pro Open Access freilich auch seltsam angemutet hätte.

Die Frage ist nicht, wie sich die Arbeit der Verlage ersetzen lässt. Die Frage ist, wie die Barrieren vor einem grundlegend freien Zugang zu wissenschaftlicher Literatur abgebaut werden können.

Dem klaren Aufbau des Buches entsprechend schnürt Willinsky uns ein Paket, in welches er ganz konkret zehn Möglichkeiten packt, wie der offene Zugriff zu erreichen ist. Seine „10 Flavors of Open Access“ sind übersichtlich, klar, einleuchtend und eine praktische Handreichung, ohne den skeptischen Leser mit einer allzu ideologischen Sichtweise zu vergraulen. Für dessen Durchsetzung brauchen wir heute keine weiteren Millionenprojekte. Die technischen Möglichkeiten sind längst da. Wir müssen sie nur benutzen.

Anschrift des Rezensenten:

Daniel Zimmer
Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern
Kurt Schumacher Str. 10
D-53113 Bonn
E-Mail: zimmel@coll.mpg.de